

Kirchen im konkreten Einzelfall sich künftig aus Einrichtungen ganz zurückziehen bzw. sie anderen Trägern übergeben.

„Die Kirche wird auf Dauer nie präsenter und wirksamer sein können, als es die Zahl ihrer Mitglieder und deren Engagement für die kirchlichen Ziele zuläßt“ – so Eugen Kleindienst,

der Finanzdirektor der Diözese Augsburg, in einem Beitrag zur Kirchensteuere Diskussion (Deutsche Tagespost, 24. 4. 99). Damit müssen Staat und Gesellschaft in ihren Erwartungen an die Kirchen rechnen; dieser Grundsatz muß auch den Kirchen selber beim Umgang mit ihren Finanzmitteln immer klar vor Augen stehen.

Ulrich Ruh

„Heraus aus dem Ghetto“

Ein Gespräch mit dem Erfurter Bischof Joachim Wanke

Der Zusammenbruch der DDR liegt inzwischen fast zehn Jahre zurück. Wir sprachen mit dem Erfurter Bischof Joachim Wanke darüber, wie sich der ostdeutsche Katholizismus im vergangenen Jahrzehnt gewandelt hat und vor welchen Herausforderungen die Pastoral in den neuen Ländern heute steht. Die Fragen stellte Stefan Orth.

HK: Herr Bischof Wanke, bald jährt sich der Fall der Berliner Mauer zum zehnten Mal. Wie ist die Stimmung im ostdeutschen Katholizismus? Wird dieses Datum im Herbst für die Katholiken in den neuen Ländern Anlaß für Fest und Feier sein?

Wanke: Das Glockenläuten haben wir inzwischen eingestellt. Die Normalität und die Bewältigung der Alltäglichkeit stehen jetzt im Vordergrund. Insgesamt aber ist unter den Katholiken mehr als im Schnitt der Bevölkerung eine grundsätzliche Zustimmung zur gewandelten Situation festzustellen: Dankbarkeit über das Geschenk der Einheit und der neuen Freiheit, auch immer noch ein Staunen darüber, daß das auf diese Weise ging. Aber die Euphorie des Anfangs ist natürlich längst gewichen. Es gibt vielmehr eine innere existentielle Unruhe, weil der einzelne mit sich und der Sicherung seiner Lebenssituation beschäftigt ist. Katholische Christen sind eben ganz normale Bürger der neuen Bundesländer.

HK: Mit Blick auf die Ereignisse während und unmittelbar nach dem Zusammenbruch der DDR haben Sie einmal von einem „Freisetzungsschock“ gesprochen, den die Menschen im Osten Deutschlands erlitten hätten. Ist dieser Schock denn inzwischen überwunden?

Wanke: Die jungen Menschen wachsen selbstverständlich in die neuen Verhältnisse hinein, weil für sie die Vergangenheit nicht prägend gewesen ist. Die nachwachsende Generation fragt nicht mehr so sehr nach DDR-Erfahrungen. Aber für Ältere, die ihre ganze Berufs- und Lebenserfahrung in dem alten System gemacht haben, ist es noch immer verwunderlich, was sie erleben. Die Zwiespältigkeit und Doppelseitigkeit

der Freiheit: Diese Erfahrung ist in der Zwischenzeit weithin schon gemacht worden. Wie der Freiheit sowohl kirchlich als auch gesellschaftlich Inhalte gegeben werden kann, so daß mit ihr nicht die Solidarität aufhört, wie die gesellschaftlichen Beziehungen human gestaltet werden können, das sind Herausforderungen eines Lernprozesses, der sicher noch eine Generation lang weitergehen wird.

HK: Die 40 Jahre DDR werden in Zukunft immer mehr zu einem überschaubaren Abschnitt deutscher Geschichte werden. Inwieweit prägen diese vier Jahrzehnte heute noch Gesellschaft und Kirche in den neuen Bundesländern?

Wanke: Wir alle haben teil an der Prägung durch das alte System, wobei Katholiken – und allgemeiner noch Christen – immer versucht haben, von ihrer gläubigen Weltsicht her eine gewisse Weite zu behalten. Aber wir leiden natürlich auch mit an den Verengungen und Verkürzungen, die das alte System uns beigebracht hat. Die mangelnden Sprachkenntnisse beispielsweise werden erst mit den heutigen Jugendlichen zunehmend überwunden. Von der Mentalität her fällt weiterhin eine sehr starke Ungeübtheit in demokratischen Strukturen und bei der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben auf, bei uns als Katholiken oftmals eine sehr starke Orientierung auf den Binnenraum des Kirchlichen – den Pfarrraum – und eine Ungeübtheit mit Verbandsstrukturen. Das sind Prägungen, die weiterwirken und erst in einer gewissen Zeit überwunden sein dürften.

HK: Die Gemeinden in der ehemaligen DDR galten immer als besonders lebendige, aber auch vergleichsweise geschlossene Ge-

meinschaften. Was bedeutet diese Entwicklung für die einzelnen Kirchengemeinden?

Wanke: Die Gemeinden werden vielfältiger und die Palette der Kirchenzugehörigkeit wird breiter, die Ränder werden unschärfer. Früher war es tatsächlich so: Wer zur Kirche hielt, der nahm in irgendeiner Form teil. Wer sich vom Mitfeiern des Kirchenjahres und vom Pfarrleben abkoppelte, war meist in seinem christlichen Grundbestand gefährdet. Die gesellschaftliche Marginalisierung, in der wir lebten, hat uns zusammengeführt. Die Notwendigkeit, in der Gemeinde zusammenzuhalten, hat den Gemeinden eine stark familiäre Note gegeben. Die Pluralisierung des Verhältnisses von Nähe und Distanz zum kirchlichen Leben bedeutet für uns deshalb eine Bereicherung: Wir gewinnen beispielsweise Leute in Führungspositionen. Früher standen Christen gesellschaftlich im wesentlichen immer in der zweiten oder dritten Reihe. Ein katholischer Oberbürgermeister einer Stadt wie Erfurt oder ein Ministerpräsident gar, der sich als Christ zu erkennen gibt, bedeutet dann schon etwas. Das zweite war, daß wir gar keine Möglichkeiten hatten, uns auf Verbandsebene kirchlich zu betätigen. Alle Laienaktivitäten waren an die Pfarreien gebunden, das Pfarrleben war Quellgrund der christlichen Identität. Es gab auch das Dekanat und das Kirchengebiet; die Caritas- und die Bildungsarbeit oder die Kinder- und Jugendarbeit liefen allerdings über die Pfarrei. Natürlich kannten sich auch katholische Lehrer in Thüringen über die einzelnen Orte hinaus. Aber es gab eben keinen Verband, sondern auch diese vernetzende Arbeit lief weitgehend von den Pfarrgemeinden aus.

HK: Ist der Umkehrschluß erlaubt, daß aufgrund der gesellschaftlichen Veränderungen das intensive ehrenamtliche Engagement in den katholischen Gemeinden während der DDR-Zeit mittlerweile geschwunden ist?

Wanke: Insgesamt bin ich sehr froh darüber, daß sich unsere Katholiken entschlossen haben, sich verantwortlich in die Gesellschaft einzubringen. Ich bin selbst überrascht gewesen, wie viele Frauen und Männer auf einmal bereit waren, in der Nachwende-Situation sich etwa wählen zu lassen, und Funktionen übernommen haben – und dann zum Teil auch, wenn sie sich bewährt haben, wiedergewählt worden sind, bis heute. Manche haben es nicht geschafft, weil sie vielleicht nicht genügend politisches Talent hatten. Aber nicht nur im politischen Raum sehe ich, daß sich unsere katholischen Christen anregen lassen, aus den neuen Verhältnissen etwas zu machen. Das zeigt, daß Glaubensengagement nicht einhergeht mit Weltfremdheit sondern mit Weltzuwendung. Natürlich kommt es im Einzelfall vor, daß Leute beruflich so gefordert sind, daß manches Engagement schwieriger wird. Wir müssen im Gemeindeleben aber auch immer wieder überlegen, was zumutbar ist, damit wir Leute nicht überfordern. Hier müssen die realen Möglichkeiten mit Nüchtern-

heit und Augenmaß eingeschätzt werden. Aber wir sollten nicht nur auf die Gemeindeaktivität abheben. Mir liegt daran, daß Christen wie ein Ferment in der ganzen Gesellschaft wirken, weil Kirche nie für sich selbst da ist. Wenn christliche Krankenschwestern überzeugend in einem städtischen Krankenhaus arbeiten, dann ist das genauso gut, wie wenn sie in einem kirchlichen ihre ethischen Grundhaltungen zum Einsatz bringen. In den Rathäusern und Parlamenten müssen unsere Leute sitzen. Aber daß unsere Frauen und Männer nicht bereit wären, auch in den Pfarrgemeinden mitzutun, kann ich nicht sagen.

„Die Präsenz im entkirchlichten Raum ist eine Aufgabe des gesamtdeutschen Katholizismus“

HK: Mit der Errichtung der Bistümer hat eine Angleichung zwischen Ost und West innerhalb der katholischen Kirche stattgefunden. Wie stellt sich das für Sie als Bischof im Rückblick dar: Ist es bei der Eingliederung in die bundesrepublikanischen Kirchenstrukturen gelungen, den gewachsenen Verhältnissen Rechnung zu tragen?

Wanke: Aufs Ganze gesehen haben wir die Probleme im Zusammenhang mit der Wiedergewinnung der kirchlichen Einheit gut bis sehr gut gelöst. Wir haben viel weniger Schwierigkeiten gehabt als vergleichbare Institutionen. Von daher muß man unserer Kirche ein großes Lob aussprechen. Wir im Osten sind zahlenmäßig eine sehr kleine Kirche im Gesamt der Kirche Deutschlands. Um so wichtiger ist es, daß bei der Angleichung Gewachsenes respektiert wurde. An erster Stelle nenne ich die an sich erstaunliche Bereitschaft, hier eigene Bistümer zuzulassen. Das war nicht selbstverständlich. Das ist in relativ kurzer Zeit geschehen – durchaus auch mit Diskussionen und Selbstzweifeln bei uns, ob das sinnvoll ist. Auf diese Weise war es aber möglich, hier unsere Verwurzelung zu vertiefen und unsere Beheimatung im sächsischen, im thüringischen, im anhaltinischen Raum deutlich zu machen: Wir gehören hierher. Wenn wir auch Diaspora-Bistümer sind, sind wir nicht Kirche der Altbundesrepublik hier im Osten, sondern wir sind katholische Kirche in Thüringen, katholische Kirche in Sachsen und so weiter. Ich glaube, das ist ein wichtiges Signal für unsere Gläubigen gewesen – aber auch in die profane Öffentlichkeit hinein. Das ist eine wirkliche Integrationsleistung, die ohne die Grundsolidarität der west- und süddeutschen Ortskirchen nicht möglich gewesen wäre.

HK: Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Hans Joachim Meyer, hat jüngst davon gesprochen, die Katholiken in den neuen Ländern fristeten eine „Hinterhofexistenz in der Katholischen Kirche Deutschlands“. Fühlen sich die Ostdeutschen im bundesdeutschen Katholizismus ausreichend repräsentiert?

Wanke: Man muß in jedem Fall ganz nüchtern sagen, daß wir eine kleine Schar innerhalb der gesamtdeutschen Kirche sind. Von seiten der deutschen Diözesen haben wir eine offene, gastfreundliche Aufnahme gefunden. Das gilt ohne Zweifel für die verschiedensten Ebenen: Man kann neben Hans Joachim Meyer als Präsidenten des ZdK auf *Hellmut Puschmann*, den Präsidenten des Deutschen Caritasverbands, hinweisen. Aber wichtiger als die Frage nach Repräsentanz ist, daß wir etwas haben, was repräsentiert werden kann. Ich bin sehr froh, daß unsere Gemeinden mit zur Verklammerung unserer deutschen katholischen Kirche beigetragen haben. In der Vergangenheit waren es die Katholiken aus der alten Bundesrepublik, die zum Teil unter großen Anstrengungen zu Besuchsreisen kamen und auf vielfältige Weise mit beigetragen haben, daß unsere Leute ein realistisches Bild von der Bundesrepublik und den kirchlichen Verhältnissen hatten. Unsere Leute geben heute umgekehrt ihre positiven Kirchen-erfahrungen weiter und machen deutlich, was uns hier Kirche bedeutet hat. Die Wahrnehmung dessen, was hier passiert, ist eine Sache des gesamtdeutschen Katholizismus. Dieses Grundgefühl muß gestärkt werden: Was hier in den neuen Ländern passiert, ist eine Aufgabe auch für den rheinischen und den bayerischen Katholizismus. Die Herausforderung, in einen entkirchlichten Raum hinein Kirche und Evangelium präsent zu machen, die stellt sich uns allen – und es ist nur zufällig so, daß wir hier diesen Dienst leisten.

„Die Schwierigkeit besteht in der starken Dominanz der Konfessionslosen“

HK: *Die vor zehn Jahren gehegten Erwartungen an die Zukunft haben sich also aus Sicht der ostdeutschen Katholiken im großen und ganzen erfüllt?*

Wanke: Ich will damit nicht gesagt haben, daß alles reibungslos gegangen ist. Es soll nicht verschwiegen werden, daß etwa die Bildung eigenständiger, wirklich tragfähiger Verbände Schwierigkeiten bereitet. Oft sind wir aber noch zu sehr mit unserer Selbstfindung beschäftigt. Auf längere Zeit hin wird es Hilfen durch die Patenverbände geben müssen und als Frage bleibt, ob man dann mit diesen strukturellen Hilfen eine gewisse Ost-Identität ausbilden kann. Das ist für uns die Herausforderung, mit unseren Kräften uns und unsere Befindlichkeiten in diese Strukturen einzubringen: ob das Frauenverbände oder ob das Jugendverbände sind. Grundsätzlich fördern wir als Bistum, was wächst, ziehen aber nicht andauernd an den Grashälmen. Die Frage, was für diesen ehemaligen DDR-Raum gut und heilsam ist, ist beileibe noch nicht ausdiskutiert.

HK: *Um das Schulfach LER im Bundesland Brandenburg wird weiterhin viel gestritten. Wie weit ist die katholische Kirche in ihrem Bemühen, in den anderen Ländern flächendeckend Religionsunterricht anzubieten?*

Wanke: Aus objektiven Gründen ist die schulische Präsenz von Kirche weiterhin schwierig. Durch die Kleinheit der Gruppen ergeben sich hier sachliche Probleme. Die Zahl der Schüler ist aufgrund der geburtenschwachen Jahrgänge grundsätzlich sehr stark zurückgegangen, die Schule selbst ist in einem Erneuerungsprozeß. Das erschwert bei unserer strengen Diasporasituation die Bildung von hinreichenden Religionsgruppen. Aber auch die innere Annahme der Schule als ein Ort nicht der Glaubensverkündigung sondern der Einführung in die Christentumsgeschichte ist weithin noch nicht so gelungen. Hier sind wir dabei, eigene Formen auszubilden, die unserer Diasporasituation gerecht werden, die aber im Rahmen der Gesetze bleiben, beispielsweise monatliche Schultage, an denen Religionsunterricht konzentriert wird.

HK: *Legt die Tatsache, daß man die Situation in den neuen Ländern mit der im Süden und Westen Deutschlands nicht vergleichen kann, nicht nahe, stärker mit der evangelischen Kirche zu kooperieren?*

Wanke: Wir stehen zunächst einmal unter dem Artikel 7,3 des Grundgesetzes, wonach der Religionsunterricht Sache der Kirchen ist. Wir setzen angesichts der konkreten Situation natürlich auch auf Kooperation – unter Umständen auch auf Gastbereitschaft für ein Kind aus der anderen Konfession unter Respektierung seiner Zugehörigkeit. Das wirkt sich auch dahin aus, daß wir in der Religionslehrerfortbildung und bei der Abstimmung der Lehrpläne zusammenarbeiten. Vom Grundprinzip her aber sagen wir: Der Religionsunterricht ist Lebensäußerung von Kirche und wenn er das bleiben und keine überkonfessionelle Bildung leisten soll, muß zunächst einmal die kirchliche Verankerung gewährleistet sein. Die Schwierigkeit besteht jedoch vor allen Dingen in der starken Dominanz der Konfessionslosen, so daß sich eher die Frage stellt, was im Fach Ethik – wie sich das in Thüringen nennt – passiert. Ich fordere stets dazu auf, daß sich auch Katholiken als Ethiklehrer zur Verfügung stellen sollen. Auch für die nicht-konfessionellen Schüler sollte in eine Ethik eingeführt werden, die in unserer abendländischen Überlieferung verankert ist und nun einmal christlich mitgeprägt ist.

HK: *Sie fordern also das schulische Engagement von Christen und der Kirche über den Religionsunterricht hinaus?*

Wanke: Die Schule braucht im Osten insgesamt eine Erneuerung: Sie muß sich herauslösen aus der Verkettung in das alte ideologische System. Die Schule ist ein Bereich, in dem die DDR zum Teil noch weiterlebt, das muß man sehr nüchtern sagen. Diese geistige und – wenn man so will – auch spirituelle Erneuerung kann natürlich nicht alleine der Religionsunterricht leisten. Die Präsenz der Kirchen im öffentlichen Bildungsbereich insgesamt ist wichtig. Da geht es genauso

um Fächer wie Geschichte, Deutsch und Kunst, in denen die Kultur mit allen lebensprägenden Dimensionen ins Spiel kommt. Christen insgesamt sind in der Lehrerschaft gefragt, Menschen, die mit einem überzeugenden, erzieherischen Profil die Schule mitgestalten.

HK: *Wie sind die Reaktionen von Konfessionslosen – Schülern, Eltern, anderen Lehrern – auf solche Angebote kultureller Diakonie der Kirche oder auch einzelner Christen? Eher ablehnend, gleichgültig oder interessiert?*

Wanke: Wir haben hier manchmal den Vorteil, daß gegenüber dem Kirchlichen nicht so viele Vorurteile bestehen. Wenn die Personen überzeugen, wird in manchen Fällen durchaus auch das Sachangebot angenommen. Es gibt auch den umgekehrten Fall, daß so viele Vorurteile bestehen, daß alles Kirchliche oder Religiöse partout abgelehnt wird. Aber grundsätzlich ist es ein Kennzeichen der Situation im Osten, daß wir die Kirchenferne manchmal schon in den Biographien verankert vorfinden. Wenn schon zwei, drei Generationen in der Christentumsferne leben, sind sie so weit weg von Kirche, daß manchmal eine gewisse Neugier da ist. Bei denen gibt es nicht jene Vorurteile, Ressentiments und jene Wehleidigkeit, die getaufte Ungläubige in der alten Bundesrepublik zuweilen aufgrund ihrer Erfahrung mit der Kirche mit sich schleppen. Aber es kommt eben auch hier weithin auf die konkreten Personen an. Es sind die Personen, die ein-

ladend wirken oder auch bestimmte Blockaden auslösen. Daß unser kirchlicher Raum stärker personalisiert ist, ist in jedem Fall eine Chance. Die Institution tritt stärker zurück, man hat bei uns sofort den Zugang zu Personen, es gibt kaum große Apparate. Dabei sind Strukturen wichtig. Das muß man auch immer sofort hinzufügen und nicht so weltfremd tun, als ob es keine Strukturen bräuchte.

HK: *Liegt hier eine besondere Chance der Kirche in den neuen Ländern: daß sie aufgrund ihrer mangelnden Größe ein stärkeres Profil zu gewinnen vermag, weil sie sich schneller auf das Wichtige verständigen kann?*

Wanke: Insgesamt müssen wir uns sicherlich stärker auf die Grundaufgaben in der Verkündigung, der Liturgie, der Diakonie und des Gemeindeaufbaus konzentrieren. Wir können nicht alle möglichen pastoralen Allotria treiben. Allerdings bin ich in diesem Punkt auch vorsichtig im Urteil: Wir brau-

chen eine Vorfeldpastoral. Wir brauchen Lebensäußerungen, bei denen sich ein nichtkirchlicher Mensch sozusagen einmal anhängen kann, auch eine Zeit lang nur. Von daher sind manche Aktivitäten, die nicht direkt kirchlicher Auftrag sind, durchaus wichtig. Ein Vorteil ist die relative Kirchenferne, die dann wieder zur Chance wird, wenn sich Kirche in einer neuen Weise offen und dialogfähig präsentiert. Dann gibt es Anknüpfungsmöglichkeiten.

HK: *Im November wird bei einem „Ostkolloquium der Deutschen Bischofskonferenz“ über die pastoralen Herausforderungen in den neuen Ländern diskutiert werden. Wo liegen die größten Schwierigkeiten?*

Wanke: Negativ für unsere pastorale Situation ist – aber das ist in der Altbundesrepublik nicht anders –, daß es heute zwei Tabuthemen gibt: das eigene Gehaltskonto und die eigene religiöse Überzeugung. Man kann heute über das Thema Sexualität in allen Schattierungen parlieren, aber über allen religiösen Grundüberzeugungen liegt ein Sprechverbot, das die pastorale Arbeit erschwert. Das hat möglicherweise auch mit der Negativgeschichte kirchlichen Agierens in unserem Raum zu tun, da muß man auch selbstkritisch an unsere eigene Geschichte erinnern. Die andere Grundschwierigkeit ist, daß die Ostdeutschen eine sehr starke Verdachtsmentalität gegenüber „denen da oben“ entwickelt haben. Institutionen sind ihnen prinzipiell verdächtig, daß sie – so die ostdeutsche Erfahrung – vereinnahmen wollen.

HK: *Heißt das, daß die Menschen ihre religiösen Bedürfnisse anders stillen, um nicht an Institutionen gebunden zu sein?*

Wanke: Ich hätte mir als junger Student die neue Irrationalität, die wieder über unsere Gesellschaft herfällt, nie träumen lassen. Trotzdem muß ich sagen: Hier in den neuen Ländern dampft es nicht vor Religiosität. Die Leute sind „religiös un-musikalisch“, wie dies einmal jemand genannt hat. Sie sind in einer Weise geprägt, die eine religiöse Lebensdeutung zumindest sehr erschwert. Deshalb sind sie auch sehr kritisch gegenüber den Formen der Neureligiosität. Das wird angeschaut und beäugt, aber dann doch in den meisten Fällen abgelehnt. Wobei die Leute auch nicht dezidierte Atheisten sind. Ein richtig dezidiertes Atheismus ist ihnen intellektuell viel zu anstrengend. Sie sind vielmehr Lebenskünstler, die ihre eigene Lebensdeutung zusammenbasteln: aus Resten der DDR-Bildung, aus dem westdeutschen Neopositivismus, aus Fernsehwissen, aus eigenen Erfahrungen und biographischen Versatzstücken. Da kommt Kirche gar nicht dazwischen. Das Leben ist viel zu interessant, bunt und schillernd geworden, als daß für sie hinter den reichen Möglichkeiten, die sich jetzt auftun, Gott aufleuchtet. Hier müssen wir einen langen Atem haben und sehr viel begleitende Seelsorge anbieten, die jeden Anschein der Vereinnahmung vermeidet.

HK: *Also etwa wie der Erfurter Dompfarrer Reinhard Hauke, der mit nicht-getauften jungen Leuten eine Lebenswendefeier vorbereitet, die eine Alternative zur Jugendweihe ist, aber eben auch kein Gottesdienst? Ist das ein Einzelfall oder zeigt sich darin das besondere Profil der Pastoral in den neuen Ländern?*

Wanke: Solche „präkatechumenale Formen“ sind aus der Not geboren. Wir müssen überlegen, wie wir Kirchenräume für Leute öffnen, die nicht eucharistiefähig sind. Allenthalben wird die Erfahrung gemacht, daß zu den Hochfesten, speziell Weihnachten, Menschen in die Kirchen drängen. Da haben wir mit unserem Weihnachtslob im Erfurter Dom zum Beispiel eine Form gefunden, die diese Menschen anspricht, ohne daß Eucharistiefiern möglich wären. Daß wir auf diese Weise einen Zipfel vom Weihnachtsgeheimnis berühren, ist ja schon etwas. Die konstitutionelle Schwäche des DDR-Katholizismus war es, sehr stark binnenorientiert zu sein. Jetzt stellt sich uns die Frage: Wie können wir vor die Kirchenschwelle treten, aber auch Räume innerhalb unseres kirchlichen Lebens öffnen, so daß die Leute teilweise partizipieren, eine Zeit lang mitgehen können und nicht sofort mit dem sakramentalen Leben konfrontiert werden – mit allen Problemen, die dies mit sich bringt.

„Die Theologie sollte an der Universität nicht nur gastweise dazugehören“

HK: *Das wären also die Formen missionarischer Präsenz der Kirche in den neuen Bundesländern...*

Wanke: Es geht um Formen einer Präsenz, die berührbar werden läßt – missionarische Präsenz klingt immer gleich so hochtrabend. Zu leisten ist hier die Gratwanderung zwischen Anbiederung und einem ganz steilen christlichen Profil. Die Testfrage ist für mich: Kommt etwas in Bewegung, das dem Geist des Evangeliums entspricht? Wird transparent, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die wir nicht mit Computern berechnen können? An diesem Punkt müßten wir mehr Phantasie entwickeln, um innerhalb des Kirchlichen nicht-eucharistiefähige Menschen zu empfangen. Sie sollen spüren, daß sie willkommen sind. Daraus kann sich dann Tieferes entwickeln, aber es muß deutlich werden: Bitte, es geht um dich und uns liegt nicht daran, die Mitgliederzahl zu vermehren, sondern wir haben ein Wissen, von dem wir meinen, daß es auch für dich bereichernd ist. Unser Grundübel ist, daß wir selbst nicht überzeugt sind, daß wir eine wichtige Botschaft haben. Das andere ist sicherlich, daß wir eine Gestalt von Kirche-sein entwickeln müssen, die heute dieser postmodernen und pluralen Gesellschaft angemessen ist. Wir müssen raus aus der Ghettosituation. Wir müssen profiliert bleiben, aber es ist ein Irrtum zu meinen, man könne sich durch Abgrenzung bewahren. Und da haben wir hier im Osten sicherlich noch den größeren Lernbedarf.

Nach dem Motto „Prüfet alles, das Gute behaltet“ müssen wir dabei in die Altbundesrepublik schauen, aber auch fragen, was hier den Menschen gut tut – und in diesem Sinne eine lernbereite und dialogfähige Kirchengestalt gewinnen.

HK: *Inwieweit können die Katholiken in den neuen Ländern für den deutschen Katholizismus auch eine Brücke nach Osteuropa sein?*

Wanke: Nach Maßgabe des Möglichen gab es früher sehr intensive Kontakte nach Polen, der alten Tschechoslowakei, Ungarn, aber auch in die baltischen Staaten – bis hin zu Hilfen bei der Ausbildung von Priestern und Katecheten. Auch in der Jugendarbeit fahren unsere Leute heute weiterhin nicht nur nach Paris und Rom, sondern auch in den ehemaligen Ostblock. Strukturell suchen die osteuropäischen Kirchen dagegen oftmals bei der potenteren westdeutschen und süddeutschen Kirche Anhalt, weil dort effektiver geholfen werden kann. Das ist zu Recht so, hängen wir doch selbst von fremder Hilfe ab. Renovabis sitzt sicherlich sinnvollerweise in Freising und nicht in Erfurt. Aber wir haben die Chance, bei persönlichen Begegnungen mit Christen aus Osteuropa oftmals die eigene Vergangenheit zu teilen, weil wir uns besser in deren Situation einfühlen können. Ich erkenne oftmals einen ostdeutschen Gesprächspartner in bestimmten Gruppierungen schnell wieder, selbst wenn ich nicht weiß, daß er aus dem Osten ist. Ähnliches gilt für Osteuropa: Es gibt schon eine prägende Kirchenerfahrung, die uns gegenseitig erkennbar werden läßt. Aufgrund dieser gemeinsamen Erfahrungen ist Verständigung leichter möglich. Durch theologische Kontakte beispielsweise können wir durchaus auch beim Abbau von Mißtrauen in der osteuropäischen Szene gegenüber der westlichen Theologie etwas bewegen.

HK: *Stichwort Theologie: Wie stellt sich die Lage in den neuen Ländern dar? Da Theologie die Reflexion auf die Praxis des Glaubens sein will, wäre es doch wünschenswert, wenn sich auch in den neuen Ländern eine eigenständige Theologie entwickeln könnte? Gibt es schon die erste Theologengeneration von jungen Leuten aus den neuen Ländern, die nach der Wende studiert hat?*

Wanke: Hier gibt es eine prinzipielle Schwierigkeit: Man kann bei uns mit Theologie beruflich viel weniger anfangen als in der Altbundesrepublik, weil kirchliche Anstellungen kaum möglich sind. Man muß nüchtern sehen, daß es auch in Zukunft nur einen geringen Teil Hauptamtlicher in den östlichen Bistümern geben wird. So sehr wir auch eine gediegene pastorale Ausbildung brauchen, sollte Theologie also nicht nur der Berufsvorbereitung dienen. Theologie muß sich in erster Linie ins öffentliche Gespräch einmischen. Theologie muß die Fragen aufgreifen, die hier öffentlich diskutiert werden. Im Thüringer Raum sind wir für unsere Verhältnisse relativ gut präsent. Bei den Diskussionen zum So-

zialwort der Kirchen hatten wir mehr als 70 Dialogveranstaltungen, bei denen Kirche Plattform war und wir uns mit unseren theologischen und kirchlichen Stimmen zu Wort gemeldet haben. Und darum mein Einsatz hier für die Theologie in Erfurt. Vielleicht gelingt es ja auch, eine Einbindung in die staatliche Universität zu erreichen. Wichtiger als diese strukturellen Fragen aber ist, daß genuin vor Ort Theologie gemacht wird – eine Theologie, die diesen östlichen Raum in den Blick nimmt. Natürlich müssen auch die gesamtdeutschen Erfahrungen eingebracht werden, überhaupt die Erfahrungen, die wir im mitteleuropäischen Raum machen, aber gerade hier müßte verstärkt Diasporatheologie getrieben werden. Die Begegnung mit einer Bevölkerung, die die Kirchenferne verinnerlicht hat, ist die spezifische Herausforderung. Das geht nicht ohne theologische Reflexion.

HK: *Wie wichtig wäre dafür eine Einbindung der kirchlichen Hochschule in die staatliche Universität?*

Wanke: Wenn die Universitäten der Ort für das öffentlich reflektierende wissenschaftliche Gespräch sind, dann sollte Theologie dazu gehören – und zwar nicht nur gastweise, sondern sozusagen mit im Boot sitzen. Das tut der Theologie

gut, aber auch den anderen Fächern. Die alte Idee der Universitas darf nicht einfach vom Tisch gewischt werden, wenn die Universität nicht zur Berufsausbildung degenerieren soll. Es geht darum, auch als Kirche Mitverantwortung für die Universität als ganze zu übernehmen. Es stellt sich schon die Frage, ob wir nicht in den neuen Ländern zumindest an einer Stelle universitär verankert sein sollten. Für die Landesregierung oder auch andere öffentliche Institutionen macht es vermutlich einen Unterschied, ob einer aus dem Universitätsbereich kommt oder nur aus einer kirchlichen Hochschule – und damit scheinbar nur aus einer kirchlichen Bindensicht spricht, was ja nicht sein muß. Die Einbindung ist nicht die entscheidende Frage, aber sie wäre ein wichtiges Signal. Wir wollen uns in der neuen Wahlperiode abermals darum bemühen. Wenn das nicht gelingt, werden wir in jedem Fall Formen der Kooperation finden. Das Wichtigere ist in jedem Fall das Sachanliegen: daß wir auf dem Campus präsent sind, daß junge Studenten anderer Fachrichtungen, wirklich authentische katholische Theologie wahrnehmen und studieren können. Man kann hier Islam und Buddhismus studieren und soll nicht Theologie hören können. Das ist für mich das Ärgernis. Da sollten wir nicht ängstlich sein und Flagge zeigen.

Nur ein Übergangsmodell?

Eine Bilanz zur Reform des deutschen Staatsangehörigkeitsrechts

Mit der abschließenden Beratung des Gesetzes Anfang Mai im Bundestag fand der erste Teil des Reformwerks zu einem neuen deutschen Staatsangehörigkeitsrecht einen Abschluß. Klaus Barwig, Studienleiter an der Katholischen Akademie Rottenburg-Stuttgart mit dem Schwerpunkt Ausländerrecht und -politik, analysiert Stärken und Schwächen des sogenannten Optionsmodells mit dem Fazit: Dieses stellt nur eine Übergangslösung dar, bis Mehrstaatigkeit nicht mehr länger als Bedrohung verstanden wird.

Nach jahrelangem Streit wird jetzt das Reichs- und Staatsangehörigkeitsrecht von 1913 modernisiert. Die Neuregelung tritt zum 1. 1. 2000 in Kraft. Während das bisherige Staatsangehörigkeitsrecht vom „ius sanguinis-Prinzip“ – dem Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit durch Abstammung von einem Deutschen – ausgeht, sind durch die Koalitionsvereinbarung und die nunmehr von Bundestag und Bundesrat verabschiedeten Gesetzesänderungen diesem weiterhin geltenden Grundsatz Elemente des Territorial- oder „ius soli-Prinzips“ (Erwerb der Staatsangehörigkeit durch Geburt im Land) hinzugefügt worden.

Mit dieser Reform soll auch der vom Verfassungsgericht aus-

drücklich monierten Entwicklung begegnet werden, daß das Staatsvolk im verfassungsrechtlichen Sinne und die Wohnbevölkerung in Deutschland zunehmend voneinander abweichen. Unstrittiges Ziel der Ausländerpolitik ist die Integration der rund 7,3 Millionen Ausländer in Deutschland (8,9 Prozent der Gesamtbevölkerung), von denen mehr als 29 Prozent seit mindestens 20 Jahren und weitere 21 Prozent zwischen 10 und 20 Jahren in Deutschland ansässig sind. 1,63 Millionen der in Deutschland lebenden Ausländer sind auch hier geboren, bei den ausländischen Jugendlichen zwischen 15 und 24 Jahren ist dies mehr als ein Drittel, bei den unter 16jährigen über zwei Drittel.